

nicht eine immanente Religiösität sein kann, sondern der transzendente Gott ist; daß die Welt und der Mensch, so ausgesetzt und bedroht er sich auf der begrenzten Erde in einem unendlichen Kosmos auch erfahren mag, daß die Welt und der Mensch umfaßt sind von der Vorsehung Gottes.

Darum ist es bis zur letzten Vorsehungsschwester der Auftrag der Ordensgemeinschaft, im barmherzigen Handeln auf die Barmherzigkeit und Güte der Vorsehung Gottes hinzuweisen.

Herbstliche Orden in einer winterlichen Glaubenslandschaft?

Zur Selbstbesinnung der Orden in heutiger Zeit

Jörg Dantscher SJ, München

Gerne komme ich der ehrenden Einladung der AGO nach, zu Ihrem und unserem Fest ein paar Gedanken darzulegen über die Frage, die sich hinter der Formulierung verbirgt: „Herbstliche Orden in einer winterlichen Glaubenslandschaft.“*

Daß dazu ein 25jähriges Jubiläum einer Arbeitsgemeinschaft der Orden den Anlaß gibt, versteht sich. Daß es ein Jubiläum einer Arbeitsgemeinschaft unserer Ordenshochschulen ist, macht es für einen, der nicht selbst Professor ist, nicht einfach. Doch ich nütze unbekümmert diese Chance; denn Sie werden von mir keine wissenschaftliche Auseinandersetzung zum Thema erwarten dürfen, auch nicht eigentlich eine speziell auf unsere Hochschulen hin ausgerichtete Selbstbesinnung. Doch vielleicht wird es möglich sein, ein paar Gedanken selbstkritischer und fragender Natur so einzukleiden, daß sie uns ermutigen und unsere Hoffnungen stärken.

* Festvortrag des Ersten Vorsitzenden der Vereinigung Deutscher Ordensoberer, P. Provinzial Jörg Dantscher SJ, anläßlich des 25jährigen Bestehens der Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen (AGO) in Deutschland am 7. November 1992 in Sankt Augustin.

Selbstkritisch?

Vielleicht sind Sie verwundert, daß ein erster Gedanke dem kleinen Wort „selbstkritisch“ gelten mag.

Wenn wir hier gemeinsam – etwa als Ordenschristen – nachdenken wollen über die herbstlichen Orden und die winterliche Glaubenslandschaft, dann tun wir es als Orden. Und das bedeutet, daß die Selbstkritik und -besinnung uns Orden, unserer Sendung, unserer Schuld, unseren Chancen, unserem Sagen und Versagen¹, gewidmet ist. Doch wir meinen das nicht nur so, als wären wir *nur* Ordensleute, sondern wir sind Christen, wir gehören einer Kirche an. Und so bedeutet unsere Selbstkritik und -besinnung auch, daß wir uns die Freiheit nehmen, uns als Teil der Kirche, uns als Glieder auch dem Leib, der Kirche, zuzuwenden und diese, unsere *Kirche*, selbstkritisch zu betrachten.

Daß dies behutsam geschehen wird, können Sie schon daran erkennen, daß hier nicht als Metapher für die Orden der Frühling, für die Kirche oder die Glaubenslandschaft der Winter gewählt wird, sondern beide Seiten, Orden wie Kirche, den nachdenklicheren, etwas stilleren Jahreszeiten zugeordnet werden. Und daß wir nicht kantig formuliert haben: „Herbstliche Orden in einer winterlichen Kirche“, sondern behutsam eher von der *Glaubenslandschaft* sprechen. Dabei wissen Sie, daß das Bild einer winterlichen Kirche inzwischen ja schon eine allgemein verwendete Metapher geworden ist, für die nicht einmal der, der sie immer wieder in seinen letzten Lebensjahren verwendet hat, Karl Rahner SJ, die geistige Urhebererschaft dafür beansprucht.² Vielmehr ist das Wort heute ein fast schon geflügeltes Wort geworden: die ‚winterliche Kirche‘. Dennoch geht es nicht darum, einer so umschreibbaren Situation nachzuweinen oder sich aus einer solchen Situation hinwegzustehen. Vielmehr sind wir diejenigen, die Kirche sind. So, wie Menschen vor drei Jahren gerufen haben: „Wir sind das Volk“,³ so besinnen sich heute Christen – und zu ihnen gehören auch die Orden – daß wir alle zusammen Kirche sind.⁴

1 Vgl. das Synodenpapier „*Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften. Auftrag und pastorale Dienste heute*“, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland, Herder, Freiburg 1976, Nr. 2.1.8 „Die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ S. 563.

2 Karl RAHNER, *Glaube in winterlicher Zeit*, Gespräche mit Karl Rahner aus den letzten Lebensjahren, hrsg. Paul Imhof, Hubert Biallowons, Patmos Verlag Düsseldorf, 1986. David Seeber befragte im Jahr 1984 P. Rahner zum Thema „Die ‚winterliche‘ Kirche und die Chancen des Christentums“, a.a.O. S. 232–245.

3 Ruf der Menschen in Leipzig und Dresden bei den Montagsdemonstrationen im Herbst 1989 als Ausdruck der Befreiung von einem totalitären System.

4 Vgl. das Bild von der Kirche, wie es im Vaticanum II in der dogmatischen Konstitution „Lumen gentium“, etwa in Art. 13 beschrieben wird: „...Kraft dieser Katholizität bringen die einzelnen Teile ihre eigenen Gaben den übrigen Teilen und der ganzen Kirche hinzu, so daß das Ganze und die einzelnen Teile zunehmen aus allen, die Gemeinschaft miteinander halten und zur Fülle in Einheit zusammenwirken. So kommt es, daß das

So meine ich, wir dürfen und sollen hier schon selbstkritisch fragen, ob wir dieses Wissen, selbst Kirche zu sein, auch jeweils als Orden verantwortlich und in Fülle ausgelotet und ausgestaltet haben. Oder sind wir nicht allzu oft – wohl unbewußt – von einer zu starken Differenzierung zwischen Orden und Kirche ausgegangen? Haben wir uns nicht da und dort so empfunden, als dürften und könnten wir Kirche kritisch *von außen* sehen? Oder haben wir so sehr nach einer irgendwie gearteten Kirche gerufen, als wären nicht wir selbst es, die erwachsen sind und Verantwortung tragen für die Lebendigkeit des Glaubens und der Lebensvollzüge in der Kirche?

Sicherlich mögen solche Haltungen auch hervorgerufen worden sein durch eine Art der Kirche, die es sich nicht leicht macht, zu sehen und zuzulassen, daß die Teilkirchen und die Glieder am Leib in Selbstverantwortung und -gestaltung ihre Aufgaben wahrnehmen dürfen, ähnlich denen Eltern, die nicht begreifen wollen, daß ihre Kinder herangewachsen sind zu eigenverantwortlichen, mündigen Menschen. Auch diese kircheninterne, selbstkritische Frage wollen wir nicht verschweigen.

Zum Bild der winterlichen Glaubenslandschaft

Doch ich möchte Sie in dieser Stunde gerne einladen, sich ein wenig auf das Bild der „winterlichen Glaubenslandschaft“ einzulassen. Dabei geht es nicht um die Gesamtkirche bei diesem Bild. Vielmehr denke ich an die Glaubenslandschaft Westeuropas und speziell unseres eigenen Landes. Durch die Wiedervereinigung von Ost und West hat unsere deutsche Glaubenslandschaft noch winterlichere Züge gewonnen als wir es vorher verspürten: Viele Menschen wissen von Gott nicht viel, oft eher Verqueres, haben kaum einen Zugang zu ihm, noch weniger zu Kirchen, zu Religion und religiösem Leben. Krisen des kirchlichen Umgangs mit totalitären Systemen, Zusammenarbeit mit Stasi und Politik, Aufgehen in Konsum, Vereinsamung vieler in unserer Gesellschaft, junger wie alter Menschen, Ausgrenzung von Randgruppen, Zuweisung von Fremdheit, politische wie ideologische Exkommunikationen, Werte-Unsicherheit, da und dort sogar Werteverfall, Abbau von Glaubwürdigkeit in gesellschaftlichen wie persönlichen und gar intimen Bereichen des Lebens – all das bildet das Antlitz einer winterlichen Gesellschaft, einer winterlichen Glaubenslandschaft: Vertrauen – das ist der Kern des Glaubens – ist nicht selbstverständlich. Vertrauen und Glauben sind zum seltenen, kostbaren Gut geworden.

Gottesvolk nicht nur aus den verschiedenen Völkern sich sammelt, sondern auch in sich selbst aus verschiedenen Ordnungen gebildet wird. Unter seinen Gliedern herrscht eine Verschiedenheit, sei es in den Ämtern, da manche im heiligen Dienst zum Nutzen ihrer Brüder wirken, sei es in Stand und Lebensordnung, da viele im Ordenstand auf einem engeren Weg nach Heiligkeit trachten und die Brüder durch ihr Beispiel anspornen...“ (LthK, Das Zweite Vatikanische Konzil, Teil I, S. 193 ff.).

Das Bild des Winters, von Karl Rahner auf die Kirche und auf den Glauben hin angewandt, meint das fahle Licht winterlicher Grautöne, sparsam ausgeleuchtet – und es ermutigt uns zu dem Ruf: „Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,19). Winter erscheint vielen als farblos. Und diese Farblosigkeit gemahnt uns daran, nicht Einheit des Glaubens in Farblosigkeit, in Mangel an Buntem zu suchen, sondern in der Vielgestaltigkeit und Farbigkeit eines sich heute plural darstellenden Glaubens. Es gibt viele Sprachen, in denen Glaube sich verlebendigen kann. Unser sich zum Ende neigendes Jahrhundert hat den Glauben und die Kirche in hymnischer Form einer Gertrud von Lefort besungen, aber auch in einer Gott-ist-tot-Theologie zur Sprache gebracht, hat Kirchen gebaut in der Kargheit von Fabrikhallen, aber auch Restaurationen gewagt wie die der Wieskirche oder vonierzehnheiligen. Wir haben Ordinariats- und Verwaltungsgebäude erstellt, die zeigen, daß wir von Parkinson⁵ und Peter-Prinzip⁶ heimgesucht sind. Heimat wird durch Organisation, Freiwilligkeit und Eigeninitiative wird durch Hauptamtlichkeit ersetzt. Aber es gibt auch tausend neue kleine Heimaten, lebendige Zellen des Christlichen.

Winter meint auch Kälte. Die aber läßt uns Ausschau halten nach der Wärme und Herzlichkeit, die in einem Satz zusammenfließt: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde Euch Ruhe verschaffen“ (Mt 11,28). Orden wollen Orte und Gemeinschaften sein, die solche Beheimatung bieten – nicht im Sinn von Weltflucht, sondern im Sinn von Orientierung, von Ruhe, die sich nicht aus Fehlen von Hektik, sondern aus Besinnung auf die Mitte hin nährt.

Winter meint Leblosigkeit. Doch dahinter kann nicht nur der schweigende oder gar verschwiegene Tod liegen, sondern auch die Zeit der Geduld und des Wartens. Orden wollen nicht leblos sein, abgestorben einer böse gedachten oder erfahrenen Welt, sondern Lebensraum, der von dem Geheimnis durchwurzelt ist: „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).

Winter meint also gar nicht nur Erstarrung, Farblosigkeit und Kälte, Leblosigkeit oder gar den Tod, sondern auch Hoffnung, weil diese sich nicht abhalten läßt vom Winter, sondern gerade den Winter als Nährboden benötigt für den kommenden Frühling.

5 Der englische Historiker, Publizist und Soziologe Cyrill Northcote Parkinson († 1909) hat ironisch, aber ernst gemeint, dargestellt, daß eine Verwaltung, wenn sie nur einmal eine bestimmte Größe überstiegen hat, aus sich selbst immer mehr wächst, ohne dabei produktiver zu werden.

6 Zwei Amerikaner, ein Soziologe und ein Journalist, Laurence J. PETER, und Raymond HULL, schrieben ein satirisches Buch (*Das Peter-Prinzip oder Die Hierarchie der Unfähigen*, rororo, Hamburg 1970) darüber, wieso es so oft vorkommt, daß am oberen Ende einer Verwaltungs- und Führungspyramide die Unfähigen sitzen: Im sog. „Peterprinzip“ weisen sie darauf hin, daß jeder Mensch so lange befördert wird, bis er schließlich die Stufe seiner absoluten Inkompetenz erreicht hat. – Ein amüsantes, allzu wirklichkeitsnahes Buch für jeden auf der Stufenleiter des Lebens.

Orden und Kirche in einer winterlichen Glaubenslandschaft meint damit auch nicht nur eine Spannung letzter Lebensreserven in einer dem Verfall geweihten Welt, sondern die Hoffnung, daß die Mühsal nicht nur *ertragen*, sondern auch *getragen* wird; daß die Farblosigkeit und falsche Uniformität nicht letztes Wort des Glaubens auf der Suche nach Einheit wird, sondern die vielfältige Farbenpracht unterschiedlicher Glaubenserfahrungen zu einheitlicher Hoffnung wird.

So kann der Winter nicht nur die Beschreibung einer eher belastenden Realität, sondern auch ein herausforderndes Bild der Ermutigung werden.

Zum Bild der herbstlichen Orden

Doch da gibt es ja noch die andere Seite, vielleicht sogar ein wenig anmaßend klingend, nämlich die der herbstlichen Orden.⁷ Wer mit dem Herbst – wie vielleicht in diesen Tagen die Blumen auf den Gräbern – in den Winter gerät, dem verblühen die Blumen auf den Gräbern der Erinnerung. Also ist das Bild des Herbstes nicht einfachhin problemlos. Dennoch denke ich hier zuerst einmal an die Zeit der Ernte, des inneren, gewachsenen Reichtums, der sich nicht selbst behalten muß, sondern verschenken darf. Erntedank ist eine gut Zeit des Herbstes. Und manche der Orden haben zu danken für die Erfahrungen, die sie sammeln durften im Lauf ihres Bestehens. Sicher – auch vielleicht am Ende einer Zeit des Wachsens. Die Blätter fallen ab und mancher unserer Orden – ja wohl am Ende alle – sind davon gezeichnet, daß wir Blätter lassen müssen. Aber es gilt das herbstliche Bild eines Rainer Maria Rilke: „Die Blätter fallen, fallen wie von weit, und doch ist einer, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält.“⁸ Das bedeutet, daß auch der Herbst seine Bedeutung haben kann und nicht nur als Absterben der Orden verstanden werden darf. Orden, die gestern gegründet wurden, um soziale Dienste im Bereich der Krankenpflege oder der Behinderten-Betreuung zu leisten, waren eben nicht nur vor hundert oder hundertfünfzig Jahren nötig; vielmehr haben sie so viel an Strahlkraft gehabt, daß sich heute auch Menschen für solche pflegerischen Berufe finden, die nicht in Orden leben. Insofern hat das Weizenkorn schon lange Frucht getragen und kann geerntet werden. Menschen ernten heute – auch wenn Orden selbst an Kraft verlieren –, was diese gestern vielleicht gesät haben.

7 Dieses Bild des Herbstes wird bislang – so weit bekannt – noch nicht in der theologischen Literatur verwendet, um eine Situation zu beschreiben.

8 Rainer Maria RILKE, Werke, Bd. I, 1, *Gedichte-Zyklen*, Insel, Frankfurt ³1984, S. 156: Herbst

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.
Und in den Nächsten fällt die schwere
Erde aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält.

Herbst meint auch die Farbigkeit und das Vielerlei – nicht im Sinn des Allerlei und der Beliebigkeit, sondern des Vielen als Reichtum: Reichtum an Erfahrungen, an Internationalität, an verschiedenen Kulturen, die in die Orden integriert werden konnten; Farbigkeit meint die verschiedenen Spiritualitäten und Lebensformen, meint das Miteinander von Jung und Alt, von Aktivität und Meditation oder – wie Taizé es formuliert hat – von „Kampf und Kontemplation“.

Natürlich meint Herbst auch die Abnahme von Kraft, das Verblühen von Blüten, aber es meint eben auch das Erstrahlen von Farben, von Erfahrung, von Gelassenheit und Geduld.

So könnten wir diese Bilder einer winterlichen Glaubenslandschaft und der herbstlichen Orden weiterträumen. Dazu möchten meine Gedanken ja auch anregen, weil in solchen Metaphern der Jahreszeiten eben nicht nur etwas Statisches oder Bedrohliches, sondern etwas Dynamisches und gleichzeitig Zukünftig-Visionäres, von Hoffnungen Durchwirktes zum Ausdruck kommt.

Zur Aufgabe der Orden und der Ordenshochschulen in einer winterlichen Glaubenslandschaft

Dennoch möchte ich in dieser Stunde, da wir das Jubiläum einer Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen begehen, gerne auch andeuten, wo heute die Orden – gerade an der *Front* der Hochschulen – gefordert sind, wenn es um die winterliche Glaubenslandschaft geht. Dabei darf ich Sie bitten, zwischen Nachweisbarem und Vermutetem nicht zu genau zu trennen. Ich möchte hier nicht recht haben und damit aufregen, sondern Stachel sein und gleichzeitig anregen:

Ich spreche von der *Front* der Hochschulen. Ich meine das mit ein wenig Wehmut. Denn vor Jahren noch gab es dreißig Ordenshochschulen. Heute sind keine zehn mehr in Deutschland im aktiven Lehrbetrieb. Es wurde teilweise *Front* gemacht gegen die Ordenshochschulen, nicht laut, nicht absichtlich – aber doch mit Erfolg; und zwar von innen, indem wir Orden an der Möglichkeit unseres Lehrauftrags selbst gezweifelt haben oder die personelle oder wirtschaftliche Kapazität nicht mehr halten konnten, um so viele Ordenshochschulen verantwortlich zu gestalten. Aber auch von außen gab es *Fronten*, sei es durch eine säkularisierte Welt und Studenten, die kaum sehen können, wo der Nutzen eines Studiums an unseren Hochschulen liegen sollte, wenn es nicht kircheninterne Ausbildungsgänge sind, die wir anbieten. Oder wir haben zu wenig *Front* gemacht, indem wir nicht zusammenstanden und zu wenig zusammengearbeitet haben in einer Zeit, als wir noch Spielraum des gemeinsamen Überlegens hatten.

Aber auch von konkurrierenden innerkirchlichen Strukturen her gab es *Fronten* gegen Hochschulen der Orden in den vergangenen Jahren, da die diözesan

verfaßte Kirche weit mehr Vertrauen zu Hochschulen der eigenen Verantwortungsbereiche entwickeln konnten als zu Orden, die mit ihrer weltweiten Erfahrung, aber auch mit ihrem weltweiten Image eher suspekt zu sein schienen.⁹

Es ist nicht die Stunde, hier nachzurechnen. Aber es wäre kaum stimmig, auch zu einem solchen Fest, sich den Tatsachen nicht zu stellen und sie nicht zu benennen. Andererseits sei hier auch dankbar vermerkt, daß einige Hochschulen eine nicht unerhebliche Förderung durch Diözesen erfahren haben, seien sie finanzieller Art oder etwa in der Durchsetzung von staatlichen Rechten.¹⁰

Wichtiger als *nach*-zusinnen, als *nach*-zutragen, ist jedoch, *voraus*-zuschauen, vorzudenken, Perspektiven zu entwickeln. Dabei hat es keinen Sinn, so zu denken als seien die Ordenshochschulen zu anderem befähigt als jede andere wissenschaftlich ausgewiesene und menschlich verantwortete Fakultät der Philosophie und Theologie, sei sie in unmittelbarer diözesaner Verantwortung oder unter dem Dach staatlicher Universitäten angesiedelt. Natürlich können alle Hochschulen heute grundsätzlich das gleiche, wenn sie nur Zugang zu den Mitteln haben und die nötigen und begabten Lehrenden vorhanden sind.

Dennoch gibt es ein paar Akzente, von denen ich glaube, sie würden ein Beitrag der Ordenshochschulen im Rahmen der Wissenschaften sein. Hierzu gehören erst einmal so speziell ausgeformte Curricula oder Lehrangebote, wie sie von den Salesianern im sozial- und religionspädagogischen Feld, von den Steylern in Missionstheologie, von den Jesuiten in ethischen und gesellschaftspolitischen Fragen angeboten werden. Denn jede unserer Hochschulen hat ihr eigenes Gesicht, ihre eigenen Schwerpunkte und Einfärbungen. Oder es gehören von der Tradition gespeiste und unterschiedlich akzentuierte Blickrichtungen dazu wie sie früher mit dem Thomismus oder dem Suarezianismus gekennzeichnet worden waren.

Es gehören also inhaltliche Akzente dazu, die es an anderen Fakultäten, in anderen Hochschulen nicht in der gleichen Weise oder nicht mit der selben Deutlichkeit gibt. Zu dieser Kategorie von Bedeutsamkeit der Ordenshochschulen gehört sicherlich, daß in der Regel die Gruppe der Lehrenden von einer gemeinsamen Tradition, von gemeinsamen Studien, von gemeinsam verabreiteter Zusammenarbeit in verschiedenen Teilfragen wie im Gesamtcurriculum ausgehen können. Nicht die Summe guter einzelner Professoren findet langsam – wie es an staatlichen Hochschulen gelegentlich als Glücksfall anzutreffen ist – zu einem gemeinsamen Anliegen, zu gemeinsamer Forschung und

9 Siehe die Bemühungen der Hochschule in Vallendar. Seit fast 100 Jahren existiert diese Hochschule mit kirchlicher Approbation, benötigte aber für die staatliche Anerkennung erneut eine kirchliche. Anstatt einer solidarischen Hilfe der Kirche erfuhr diese Hochschule eher jahrelange Erschwernisse im Anerkennungsverfahren, obwohl sich diese Hochschule keiner kirchlichen oder lehrmäßigen Vergehen schuldig gemacht hatte.

10 So haben die süddeutschen Hochschulen der Salesianer und Jesuiten mit bischhöflicher Unterstützung das Promotions- bzw. Habilitationsrecht des Staates erhalten.

Lehre, sondern die gemeinsame Überzeugung und die dieser Überzeugung zugrundeliegende gemeinsame Erfahrung bilden die Atmosphäre, aus der heraus sich eine Ordenshochschule mit seiner Forschung und Lehre entfalten kann. Das sind unterschiedliche Entstehungsgeschichten des Miteinanderdenkens, -forschens und -lehrens. In den Ordenshochschulen wird nicht primär durch Auswahl der Professoren oder durch Anweisung von außen zur Gemeinsamkeit gefunden, sondern von innen her. Dabei besteht gelegentlich die Gefahr, daß Ordenshochschulen auch einmal einen Lehrenden mitschleppen können, der nicht selbst hervorragend ist, weil ihn der Rahmen einfach mitträgt. Aber in dieser Gemeinsamkeit von innen liegt auch die Chance, zu einer ausgewogenen Geschlossenheit oder Gemeinsamkeit zu gelangen, die der einzelne alleine kaum finden oder schaffen könnte.

Beitrag zu einer existentiellen Logik der Philosophie und Theologie

Mir scheint aber auch, daß neben einer eher über lange Zeit essentiellen Philosophie und Theologie heute die Orden eine existentielle Logik als Impetus philosophisch-theologischer Fragestellungen einbringen können und daß gerade hier ein den Orden spezifischer Beitrag zur Philosophie und Theologie als Wissenschaften, aber auch zur Spiritualität des christlichen Glaubens geleistet werden könnte. Selbstverständlich ist auch weiterhin eine „essentielle Logik“ in den Disziplinen von Philosophie und Theologie nötig. Gerade die Reaktionen auf das „aggiornamento“ Papst Johannes XXIII. ließen ja erkennen, daß der Logik des Wesentlichen, des Essentiellen, in der Theologie, in der kirchlichen Entwicklung, aber auch in der nach Werten suchenden säkularisierten Gesellschaft Bedeutung zukommt – oder Bedeutung zugesprochen wird.

Es ist und kann in der Theologie und Philosophie nicht alles nur situativ verstanden und interpretiert werden. Aber dort, wo Theologie beispielsweise über die Möglichkeit einer Begegnung von Gott und Mensch nachdenkt¹¹ und nicht nur in abstracto über die Bedingung der Möglichkeiten spricht, bedarf es einer „existentiellen Logik“, wie Karl Rahner sie benannt hat.¹² Vielleicht kann ich hier nur sehr flüchtig andeuten, worauf es mir ankommt: Rahner schreibt: „...wenn wir heute deutlicher sehen und reflexer bedenken, daß Theologie Aussage von Heilsgeschichte ist, in der je neu und unberechenbar Gott mit dem Menschen handelt, dann wird die heilsgeschichtliche Perspektive, in die Ignatius uns in den Betrachtungen von den drei Sünden oder vom Reich Christi hineinstellt, plötzlich wesentlich mehr als bloß eine pädagogisch geschickte

11 Vgl. Karl RAHNER, *Hörer des Wortes*. Zur Grundlegung einer Religionsphilosophie, Kösel, München 1941.

12 Vgl. Karl RAHNER, *Die Ignatianische Logik der Existentiellen Erkenntnis*, in: Ignatius von Loyola, Seine geistliche Gestaltung und sein Vermächtnis, (hrsg. Friedrich Wulf), Würzburg 1956, S. 345–405.

Veranschaulichung von Wahrheiten, die immer und überall gelten und die man auch abstrakter sagen könnte, mehr als allgemeine, in sich einleuchtende Normen der Moral, die aus dem Wesen des Menschen schöpft.“¹³ Das, was Rahner hier anspricht, trifft ja nicht nur die Theologie der Exerzitien eines Ignatius von Loyola, sondern es ist eine Anfrage an die Theologie überhaupt. Selbstverständlich kann jede Theologie, jede Hochschule, eine solche, die existentielle Betroffenheit der Begegnung des Menschen mit Gott einholende Reflexion anstellen und diese suchend, fragend, erforschend bedenken. Aber es entspricht wohl eher der Situation der Orden, daß sie – da sich ihre Gründung ja selbst als Teil einer solchen Heilsgeschichte der Begegnung von Gott und Mensch versteht, etwa eines Franz von Assisi oder eines Don Bosco oder Ignatius, daß diese Orden sich gerade der existentiellen Frage der Theologie zuwenden und nicht zuerst der essentiellen.

Hier mag auch teilweise der Grund dafür liegen, warum – von Orden stark vorangetrieben – in Lateinamerika so etwas wie Theologien der Befreiung angedacht wurden. Es ging – und das ist vielleicht das Mißverständnis mancher Kritiker gewesen – kaum um die essentielle Logik dieser Theologie, sondern um die existentielle Logik, also eine Betroffenheit von Erfahrungen oder auch von Mangel an Erfahrungen, die auf ihre heilsgeschichtliche Bedeutung hin für ein Volk, eine Gruppe, eine Basisgemeinde hin abgehört wurde.

Dabei denke ich, die Ordenshochschulen können sich eigentlich gerade deshalb der existentiellen Logik von Philosophie und Theologie aussetzen und diese als spezifisch für Ordenshochschulen darstellen und weiterentwickeln, da die Orden in der Regel durch die lange Erfahrung und auch das bis tief in unser Unterbewußtes hineinreichende Fundament der essentiellen Logik gegen eine Verabsolutierung der existentiellen Logik gefeit sein dürften. All dies zeigt sich oder könnte sich ja zeigen, wenn die Kirche den langen Atem der Geduld hat und nicht wie ein Gärtner ist, der alle fünf Minuten das kleine Pflänzchen aus dem Boden zieht, um zu sehen, ob schon richtige Wurzeln ausgetrieben haben.

So scheint mir: Wenn wir von winterlicher Glaubenslandschaft sprechen, dann ist es gerade Aufgabe, und eben auch Aufgabe der Orden, nicht primär nach den Strukturen und Wesenheiten einer schon je immer unangefochtenen oder gar unanfechtbaren Theologie zu suchen, sondern nach der je verschiedenen, aber existentiell betreffenden Heilsgeschichte eines einzelnen, einer Gemeinde, der Kirche zu suchen.

Dabei bietet die Verschiedenheit der Orden mit der je unterschiedlichen Spiritualität und Erfahrung, mit den je unterschiedlich in den Orden zusammenfließenden Frage- und Antwortbewegungen ein breites Raster des philosophischen und theologischen Forschens und Lehrens an.

13 Ibid., S. 345.

Nicht, als wären Ordenshochschulen nötig – wie auch Orden nicht nötig sind. Aber es wäre winterlicher, es wäre ärmer in dieser Welt, in unserer Kirche, wenn es heute diese Orden mit ihren Aufgaben und auch mit ihren Hochschulen nicht gäbe. Mischwald – wenn dieses Bild erlaubt ist – wird heute als ökologisch sinnvoller angesehen als die Monokulturen unserer Aufforstung in der Nachkriegszeit. So ist auch die Vielfältigkeit der Orden in der Kirche und die Vielfältigkeit der Hochschulen auf dem Feld von Forschung und Lehre sicher heils-ökonomisch ein Zeichen von größerem Reichtum. Das meint das Bild der herbstlichen Orden angesichts von Tendenzen, die größere Überzeugungskraft von Theologie und Philosophie, von Kirche und Glaube in der Gleichförmigkeit der essentiellen Aussage zu suchen.

Das Zueinander von Philosophie und Theologie an unseren Hochschulen

Doch nicht nur in der Bemühung um die existentielle Logik können unsere Hochschulen einen guten Beitrag leisten. Sondern in dem Zueinander von Philosophie und Theologie zeichnen sich da und dort Konturen ab, die an Ordenshochschulen typisch sind. Wir haben oft als Orden die Erfahrung gemacht, daß junge Studenten, die schon vorher an Seminaren der Diözesen oder an Fakultäten der Universitäten studiert haben, keine wirkliche philosophische Fundierung erhalten haben, sondern wie ein buntes Blattwerk des Herbstes noch einige philosophische Gedanken um die Theologie herumgerankt wurden. Das aber scheint uns Orden zu wenig zu sein, wie Walter Kerber SJ erst kürzlich in einer Vorlesung darlegte. Er sagte: „Ohne die Vermittlung durch die Philosophie kann die Theologie die Aufgabe der Glaubensverkündigung für unsere Zeit gar nicht mehr erfüllen. Theologie bedeutet: Übersetzung der christlichen Offenbarungswahrheit in die Sprache und Gedankenwelt unserer Zeit. Dazu muß der Theologe aber diese Sprache verstehen und beherrschen, wenn er in ihr den Glauben verständlich machen will. Nun gibt es heute keine einheitliche Philosophie mehr, die als ‚vorherrschend‘ und allgemein anerkannt angesehen werden könnte. Vielmehr stehen viele verschiedene Lebensauffassungen verhältnismäßig unversöhnt nebeneinander. Der Theologe braucht darum die Philosophie heute um so dringender als früher, wenn er nicht Gefahr laufen will, daß Glaubensformeln aus der Vergangenheit von den Menschen unverstanden bleiben und darum auf Ablehnung stoßen.“¹⁴ Das nämlich würde wieder eher dazu beitragen, daß Glaube sich nicht entfalten kann. Das meint das Bild der winterlichen Glaubenslandschaft, wenn Theologie sich zeitlos einer modernen Philosophie und den Gegenwartsfragen entziehen würde.

14 Walter KERBER SJ bei der Eröffnungsvorlesung der Aula des neuen Hochschulbaus der Jesuiten in München am 2. November 1992; noch ungedrucktes Manuskript, S. 13.

Zur Wahrhaftigkeit und Freiheit

Doch dieses wollen wir als Orden ja nicht. Vielleicht scheint bei uns manches zwar zeitlos zu sein, aber wir wollen nicht unzeitig sein; wir wollen in der Zeit stehen. Dabei geht es nicht primär um die Form der Zeit, obwohl auch die Form heute nicht außer acht gelassen werden kann. Die Liturgiereform hat uns hier viel besser verstehen lassen, wie bedeutsam Formen sein können. So hat jede Zeit ihre Form – aber natürlich auch ihre Unformen. Doch es geht wie gesagt nicht primär um die Form; vielmehr geht es um die Stimmigkeit. Diese ist heute aber nicht primär dadurch gefährdet, daß eine fehlerhafte, vorläufige, gebrochene Form verwendet wird, sondern daß wir Menschen sind, die mehr und mehr die Wahrhaftigkeit und die Wahrheit in Frage stellen.

Nützlichkeiten – auch in der Glaubenslandschaft – oder Angepaßtheiten scheinen uns mehr weiterzuhelfen als die Wahrheit oder Wahrhaftigkeit. Viele verstummen, die früher gerne über ihren Glauben, aber natürlich auch über ihre Glaubensfragen gesprochen haben, weil es nützlicher ist, zu schweigen; zu verschweigen. Es gibt die private und die heimliche Rede, aber auch die öffentliche. Und beide unterscheiden sich mitunter sehr.

Das hat seine Bedeutung und oft seine Berechtigung: Weil dort, wo wir unsere Fragen und Nöte auf die Straße tragen würden, oft einmal mehr Verunsicherung dabei herauskommen würde als wir das als Kirche und als Gemeinschaft von Glaubenden oder den Glauben Suchenden wünschen. Aber als Orden, wo sich die Mitglieder gut kennen und wissen, wie sie sich belasten dürfen, wie sie einander einschätzen, wer welche Sprache verwendet, als eine solche Gemeinschaft dürfen und können wir oft freier miteinander umgehen, dürfen einander in Wahrhaftigkeit begegnen, dürfen uns gegenseitig die Wahrheit mehr zumuten als das wohl in manchen anderen Bereichen der Glaubenslandschaft möglich ist.

Mir scheint, daß der Beitrag der Orden, auch in den Hochschulen, der Dienst an der Wahrheit durch unsere Wahrhaftigkeit sein kann. Winterlich ist es oft geworden, weil die Wahrheit unter das vermeintlich reine Weiß der Schneelandschaft gekehrt werden kann. Weil wir schweigen, wenn wir reden müßten; weil wir diplomatisch oder vielleicht auch undiplomatisch nach Verschleierungen suchen, damit wir niemand wehtun, aber auch uns nicht wehgetan wird. Wir haben gelegentlich – auch im wissenschaftlichen Betrieb einer Hochschule – den Eindruck, als würde uns zugemutet, die Realität nicht wahrzunehmen und nicht über diese nachzudenken, weil sie nicht als Realität anerkannt wird.

Wir sind da als Orden eingeladen, bei uns selbst zu überprüfen, was Wahrheit ist und was die Wahrhaftigkeit erfordert. Der kleinere Lebensraum einer Ordensgemeinschaft kann da offensichtlich viel leichter zu Offenheit verhelfen, wenn Wahrheit und Wahrhaftigkeit wirklich gefragt sind, als dies in großen Strukturen möglich ist.

Diese Wahrhaftigkeit aber ist nur denkbar, wenn es als Basis dafür Freiheit gibt. Denn Freiheit ist die Voraussetzung für Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Das wissen die Universitäten. Sie sprechen von Freiheit der Forschung und Lehre. So kann es nicht angehen, daß wir als Kirche und als Orden im Bereich unserer Hochschulen weniger Freiheit haben als die in demokratischen Strukturen freiheitlich sich entfaltenden Bereiche der Wissenschaften. Wir als Kirchen dürfen bei uns nicht weniger an Freiheit zulassen, sondern müssen Modell solcher Freiheit sein. Andernfalls werden wir unglaubwürdig und werden als Gesprächspartner im Bereich der Wissenschaften nicht ernst genommen. So ist die Freiheit nicht nur ein gefährdetes, sondern auch ein kostbares Gut unserer Orden, aber auch unserer Hochschulen. Dabei sind wir, die Orden, nicht besser, auch nicht in der Wahrheit und Wahrhaftigkeit, aber wir haben es leichter. Denn wir können als kleine Zellen eines großen Organismus leichter als große Strukturen aufmerksam bleiben für die innere und äußere Freiheit. Daher kann die Frucht der gelebten Freiheit in diesen Bereichen, nämlich die Wahrhaftigkeit, ein sehr wichtiger, vielleicht sogar der wichtigste Beitrag der Orden in einer verdeckten, winterlichen Landschaft Glaubender und Ungläubiger sein.

Zur Solidarität und zum Forum der Orden

Genau hier möchte beispielsweise so etwas wie die Solidarität der Ordenshochschulen oder auch die Solidarität der Orden mit dem Solidarwerk oder mit dem ‚Forum der Orden‘ ansetzen. Es geht den Orden heute, wenn sie sich mehr und mehr suchen und auch zusammenfinden, nicht darum, zuerst die Welt, die anderen, die anderen Glieder der Kirche, zu verbessern, zu verlebendigen. Vielmehr ist die Idee des Miteinander der Orden und des ‚Forums der Orden‘ von der Erkenntnis getragen, daß wir selbst bei uns anfangen müssen. Und da wir Orden ja auch herbstliche und winterliche Züge haben, machen wir uns auf den Weg, um dem Frühling, das meint: um der Hoffnung entgegenzugehen. Das erste Bild unseres Forums war Abraham, der bereit ist, in unbekannte Lande aufzubrechen. Und wir sind sicher, daß wenn wir uns aufmachen, wie Abraham¹⁵ oder wie der Sohn, der so viele Chancen seines Lebens vertan hat – das könnte ein zweites Bild des Forums sein – wir schon lange erwartet sind. Denn die Hoffnung – oder in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn¹⁶ – der Vater wartet schon lange auf uns. Es ist schon Frühling, noch bevor der letzte Schnee einer winterlichen Landschaft geschmolzen ist. Unter dem Schnee keimt es schon, fließen schon jene Wasserbäche, die den Humus tränken; die Leben wachsen lassen.

Insofern sind die Orden, sind wir heute eingeladen, nicht zuerst in Traurigkeit oder in Resignation oder auch – tapfer – in pessimistischer Analyse zu machen. Denn selbstverständlich sind die Entwicklung der Überalterung vieler Orden,

15 Gen 12 ff.

16 Lk 15.11–32.

der Mangel an Nachwuchs, der Schwund an Glaubwürdigkeit, die Engpässe neuer Planungen und die eigene Not des Glaubenslebens und der Lebensweise und des Arbeitsstils Faktoren, die bedrücken können. Das nicht zu sehen, wäre nicht hilfreich. Dies nicht zu berücksichtigen, wäre dumm. Aber worauf es ankommt, in den Orden wie in der gesamten westeuropäischen und deutschen Kirche, das ist, der Situation, so wie sie ist, nüchtern in die Augen zu sehen und den glimmenden Docht der Hoffnung zu finden. Manchmal denke ich, daß wir als Orden ein kostbares Geschenk haben: wir sind sowohl anhand unserer Größe wie der geringen Infrastruktur eine Gemeinschaft, die leichter als Großinstitutionen den glimmenden Docht zum wirklichen Brennen und Leuchten bringen können. Es kommt nicht von ungefähr, daß die beiden Emmausjünger¹⁷ nur eine kleine Gruppe, daß die zwölf Apostel nur eine kleine Schar waren. Wo Kirche glaubt, über die großen Zahlen Erneuerungen entfachen zu können, da kann es sein, daß wir die Baugesetze Gottes verkennten. „Er muß wachsen, ich aber muß kleiner werden“, sagt Johannes der Täufer.¹⁸ Und nur in der Schwachheit zeigt sich die Stärke Gottes.¹⁹

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch. Natürlich glaube ich, daß die Solidarität vieler oft mehr erreichen kann als – überspitzt formuliert – das Scheitern einzelner. Aber die Orden haben allesamt ähnlich wie die Kirche in ihrer Entstehungsgeschichte die Erfahrung gemacht, daß im kleinen, allzu schwachen Anfang, in einzelnen Persönlichkeiten und nicht in den großen Strukturen die Kraft lag. So haben wir heute, da uns die Strukturen, die Institutionen oft aus der Hand genommen werden, die Chance, zum ursprünglichen Vertrauen zurückzukehren. Wir, die Orden, können dabei Lernende sein; und es mag sein, daß wir und mit uns die Kirche selbst wieder Vertrauen in das Geheimnis gewinnt, daß die Schwäche Jesu zur Kraft Gottes geworden ist.

Beispielsweise hat viele Gemeinschaften der Mangel an Nachwuchs genötigt, eigene Arbeiten und Verantwortungsbereiche an Nicht-Ordensmitglieder abzugeben. Wir fühlen uns genötigt, manchmal sogar gedemütigt; aber wir haben dabei die Chance erhalten, Partnerschaft mit Laien zu lernen. Laien teilen nicht nur unsere Arbeitsbereiche, unsere Verantwortung, sondern wir erfahren auch mehr von dem, was sie bewegt, wie es ihnen geht; wie die Nöte und Sorgen in Familien hineinreichen; wie Wachstumsprozesse Menschen verändern können; und vieles mehr. So wird aus der Not an Ordensmitgliedern in unseren Gemeinschaften teilweise der Segen neuer Partnerschaft und vertiefter gemeinsamer Erfahrungen.

17 Lk 24,13–35.

18 Joh 3,30.

19 Vgl. 1 Kor 1, 26 ff.: Seht doch eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen, und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott.

Das aber ist ein Teil der Erfahrungen, die wir als herbstliche Orden einbringen dürfen in die gesamte Kirche, in eine winterliche Landschaft.

So ist der erste Schritt, den wir als herbstliche Orden – auch mit dem Forum der Orden – tun möchten, die eigene Umkehr zur Hoffnung, zum Vertrauen, zu der Kraft unserer ursprünglichen Quellen, die hineinbuchstabiert werden müssen in eine neue Zeit.

Der zweite Schritt darf dann sein, daß wir, wie die Emmausjünger nach unseren eigenen guten Erfahrungen hingehen dürfen zu den anderen Gliedern der Kirche. Uns bewegt, was die Jünger bewegte: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloß?“ (Lk 24,32). So dürfen wir heute – nicht im eigenen Sich-Besserdünken, sondern aus der Erfahrung mit Gott oder Christus, der uns begleitet, hingehen, um auch die anderen Glieder der Kirche wissen zu lassen: „Wir haben den Herrn gesehen und erlebt!“²⁰

So meint der zweite Schritt der herbstlichen Orden die Ermutigung der Kirche, sich aus Christus verlebendigen zu lassen. Dabei mag es beschämen, daß da und dort mehr an Ermutigung durch Ordensgemeinschaften wie die Kommunität von Taizé oder vom Casteller Ring ausgeht als durch uns. Doch wir sehen, daß die kritische und gleichzeitig ermutigende Begleitung der Menschen solche Wunder bewirken kann. Es gibt viele bekannte Namen von Ordenschristen, die ermutigen, die Hoffnung in die Kirche bringen, etwa Vinzenz von Paul oder Alfred Delp, Charles de Foucauld oder Mutter Teresa. Aber es gibt sicher hundertmal mehr Namen, die zwar im Stillen wirkten, etwa in der Krankenpflege, im Flüchtlingsdienst, bei Beratungsdiensten oder in der Pastoral, die ähnliche Hoffnungen pflanzen. Es gibt in vielen Orden viele solcher Menschen, die Quellen für die Kirche selbst geworden sind.

So dürfen Orden auch noch einen Schritt tun, der den Rahmen der Kirchen übersteigt: Es geht ja bei der winterlichen Landschaft nicht nur um die Orden selbst oder die Kirche, sondern auch um die winterliche Gesellschaft. Orden sind eingeladen, sich heute in der je ihnen eigenen Art auf die Welt einzulassen. Das mag – wie im Karmel – durch Gebet und Kontemplation für die Nöte der Welt oder – wie in apostolischen Orden – auf Lehrstühlen der Wissenschaften, als Berater in Verbänden, Gewerkschaften, auf dem Feld der Medien oder wo auch immer geschehen. Das Feld ist grenzenlos. Dabei können wir gerade als Orden eine Art Gegenkultur zu jenen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens darstellen, die winterlich anmuten: Wo nur Erfolg gefragt scheint, kann deutlich werden, daß – wie das Sprichwort sagt – „Erfolg“ nicht zu den Worten Gottes gehören muß. Es geht vielmehr um menschliche Würde, um Respekt, um Achtung. Wo es um die persönliche, wirtschaftliche oder politische Karriere geht, können die Lebensregeln der Orden ein Hinweis und eine

20 Vgl. Lk 24,34.

Einladung sein, auf Ämter und Macht wieder verzichten zu dürfen und zu können, wenn es dem je größeren Dienst an den Menschen hilft. Einfachheit des Lebensstils als Hinweis in einer Welt, die glauben läßt, man könne alles Glück käuflich erwerben; internationale Solidarität anstatt lokaler, regionaler und allzu kleinlicher Eigeninteressen; Geduld und Toleranz, Weltoffenheit anstatt Rechthaberei und Verabsolutierung des eigenen Standpunktes oder gar des Eigennutzes – all dies können einladende, vertrauensbildende Maßnahmen einer Kirche in dieser Welt sein, kleine Steine eines großen Mosaiks.

Dabei kann dies nicht nur von Orden beigetragen werden. Das wäre anmaßend. Denn all dies, was hier an Ermutigung gesagt ist, beschreibt ja nicht schon die ganze Realität der Orden; vielmehr ist alles ein wenig im Sinn einer Vision für eine bessere Zukunft gesagt.

So wünschen wir am Ende solcher Gedanken nicht nur der Arbeitsgemeinschaft der Ordenshochschulen ein profiliertes Wirken in Kirche, Staat und Gesellschaft hinein; vielmehr wünschen wir uns allen, daß unser Glaube und unsere Hoffnung stets so wachsen, daß wir künftig nicht mehr nur von Herbst und Winter, sondern auch von Frühling und Sommer sprechen können. Es geht um eine fruchtbare Zukunft für die Kirche, für die Orden, auch wenn ihre Mitgliederzahlen geringer werden, und für eine neue, lebendige Glaubenslandschaft.

Einladung zum „Forum der Orden 1993“ – Pfingsttreffen

Jörg Dantscher SJ, München

Das Treffen der Ordensleute findet vom 28. Mai, 17.00 Uhr, bis 30. Mai 1993, 14.00 Uhr, im Heinrich-Pesch-Haus in Ludwigshafen statt.

Es steht unter dem Thema:

„Menschensohn, glaubst Du, daß diese Gebeine wieder lebendig werden? Ich selbst bringe Geist in Euch, dann werdet Ihr wieder lebendig.“

(vgl. Ezechiel 37)

Zum Thema

Zur Zeit des Propheten Ezechiel lebt das Volk Israel dezimiert, entwurzelt, verwirrt und unter sich uneins und mit einer ungewissen Zukunft im Exil. Das „Rest-Volk“ hat sich fatalistisch mit seiner Situation abgefunden. Auf den ersten Blick erscheint alles hoffnungslos, starr und tot.